Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 32 (1950)

Heft: 37

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 29.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 15. September 1950 Erscheint jeden Freitag 32. Jahrgang Nr. 37

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75, Postcheck-Konto VIII 12 433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Gebet der Eidgenossen

Herr und Gott, du hast die Hand
Hoch ob unserm Land erhoben,
Warst uns Schutz und starke Wehr —
Betend wollen wir dich loben!

Herr und Gott, was wir gefehlt
Wollen wir durch Liebe schlichten,
Dass du, wenn der Tag sich neigt,
Uns barmherzig mögest richten.

Herr und Gott, so hör' uns an
Wie wir danken, bitten, loben —
Segne uns, da du die Hand
Als ein Schild ob uns erhoben!

Maria Dutli-Rutishauser

Bettag 1950

El. St. Jedes Jahr, wenn der Sommer in den Herbst übergeht, wenn die Tage kürzer, die Nächte länger, die Farben in der Natur bunter, glühender werden und die Zugvögel, nachdem sie in Wald und Feld nicht mehr viel zum Stehlen finden, nach dem Süden ziehen, begeht das Schweizervolk seinen eidgenössischen Bettag.

Er ist kein Fest, keine Feier, er heisst kurz und einfach Bettag, auch wenn unsere Vorfahren ihn noch den Bet-, Buss- und Fasttag nannten, damit seinen Sinn und Gehalt umschreibend, in kurzer, knapper Art, dass jeder wusste, was von ihm erwartet wurde. Es war stets ein stiller, feierlicher Tag in früheren Zeiten, da gab es keine Besuche, keine Feste, keine Unterhaltungen, kein gutes Sonntagsmahl; die Pferde wurden nicht eingespannt und der Tag gehörte still und friedlich der Kirche und der Familie. Da und dort gab es ein ernstes beschauliches Gespräch im Kreis der Familie an Hand dessen, was der Herr Pfarrer am Morgen in der Predigt gesagt hatte, wenn er Land und Volk mit all seinem Tun und Wollen zu ernster Rückschau vor Gottes Angesicht geführt hatte: Wie wenig ist uns von dieser äusseren Stille und Ruhe geblieben! Die Weekends dürfen nicht unterlassen, die Autos nicht unbenützt in der Garage stehen gelassen werden — wenn vielleicht auch etwas eingeschränkt durch das Verbot sensationeller Matchs und Rennen ist doch ein ständiges Fahren und Rattern und Kommen und Gehen, und ein Fremder käme wohl kaum auf den Gedanken, dass das Schweizervolk seinen Bet- und Busstag feiert.

Wenn dieser Tag ja auch jedem einzelnen den moralischen Stupf zur Einkehr, zu einer gründlichen Revision seines Verhaltens im täglichen Leben geben soll, so ist er doch auch vor allem dazu festgelegt worden, dass wir Schweizer uns wieder einmal gemeinsam bewusst werden, wie wir uns ein Jahr lang als Volk, als Eidgenossen verhalten haben: ob wir uns bewährt, ob wir versagt haben, ob wir unsere Aufgabe nicht nur als Schweizerbürger, sondern auch in der grossen Weltbürgerschaft der Völker erfasst und erfüllt haben. Heute, wo durch den Krieg in Korea die Sicherung des Friedens wieder gefährdeter erscheint als je seit dem Weltkrieg, heute, wo noch Millionen von Menschen heimat- und arbeitslos ein qualvolles Dasein führen, heute, wo Ideologien, die nahe verwandt sind mit denjenigen des «tausendjährigen Reiches» und in ähnlichen Praktiken und grausamen Methoden die ganze Welt beglücken wollen; heute hat unser Volk mehr denn je die Pflicht, sich klar zu werden, wo es steht, und wo es stehen bleiben will mit seiner Auffassung von Staat, Regierung und Volk.

Es ist nicht möglich, dass eine Staatsform und ein Regierungssystem ohne jeglichen Schönheitsfehler durchkommt. Auch bei uns passieren Dinge im öffentlichen Leben, die zu denken geben, die kein Ruhmesblatt für die Behörden und das Volk sind: für die Behörden, dass sie ihnen «passieren», für das Volk, dass es sie schluckt und nicht radikaler dagegen protestiert, wo in irgend einer Weise das Recht, die politische Sauberkeit, die Unantastbarkeit des öffentlichen Rechts verletzt, oder auch nur geritzt wird. Wir denken an gewisse Entlassungen, noch mehr an gewisse Nichtentlassungen, an Verträge, die eigentümlich anmuten und dergleichen mehr. Wir denken daran, dass unsere Parlamente immer mehr und mehr im Dienste gewisser Interessengruppen stehen, und es relativ nur noch wenige Rufer in der Wüste gibt, welche das Gesamtwohl des Landes über die Interessen einzelner Gruppen und Landesgegenden zu stellen, die grossen geistig-politischen Linien zu erkennen und mit Nachdruck zu vertreten den Mut haben.

Aber — trotz all dieser erkannten und bekannten Mängel, weiss das Schweizervolk und gibt an seinem Eidgenössischen Bettag ganz besonders sich darüber Rechenschaft, dass es an seinem Land, an seiner Staatsform ein Gut hat, um dessen Erhaltung es sich lohnt, Opfer zu bringen, wenn diese wohl auch öfters als drückend empfunden werden. Mit Recht aber darf das Volk von seinen Behörden verlangen, dass sie sparsamer, gewissenhafter und oft auch vorsichtiger die Gelder verwalten, die es ihnen durch seinen Fleiss, seinen Einsatz im wirtschaftlichen Leben und eine gute Steuermoral zur Verfügung stellt. Mit Recht darf es von seinen Behörden verlangen, dass in der Besetzung der Aemter, in allen Verwaltungen nicht eine politische und konfessionelle Protektionswirtschaft einsetzt, wie das da und dort der Fall zu sein scheint, wobei wohl nicht immer nur die Tüchtigkeit des Kandidaten den Ausschlag gibt. Man kann sagen, solche Dinge kommen überall vor — gewiss!

Aber wir müssen wissen, und es uns immer wieder sagen: wenn die Schweiz in ihrer jetzigen Form als reine älteste Demokratie Bestand haben, sich im Wirrwarr der Zeiten behaupten will, dann muss sie in ihrer Politik, in ihren Methoden, in ihrer Auffassung von Volksgemeinschaft und Recht sauber und integer sein bis in die kleinsten Auswirkungen ihres politischen Lebens. In einer solchen Volksgemeinschaft wird sich dann auch jeder wohl fühlen können, weil jeder wissen kann, dass auch ihm Recht geschieht, und er unter den gleichen öffentlichen, moralischen und ethischen Richtlinien steht wie jeder andere.

Das Schweizervolk steht nicht unverdientermassen im Rufe eines krassen Materialismus. Wenn sich dieser Materialismus von demjenigen anderer Länder in etwas unterscheidet, so ist es nur in dem, dass er durch alle, aber auch durch alle Schichten unseres Volkes geht.

Die Qualität ist unsere Göttin — der Besitz sehr oft unser Gott; und ob all dem Hasten und Jagen, dem Krampfen in Tüchtigkeit und Arbeit, dem Vorwärtsstreben um materielle Dinge, vergessen wir sehr oft das «Eine, was not tut». Und dieses Eine, was not tut, ist doch gerade das, ohne welches all unser Erfolg ohne Segen, ohne Wirkung bleibt: es ist die Liebe, die Rücksicht für den Nächsten, es ist das Eingehen auf seine Nöte, seine Konflikte, seine Schwierigkeiten. Eine Hilfe, die oft des materiellen Eingreifens bedarf, eine Hilfe, die viel öfter noch Zeit und Liebe braucht, Dinge, die wir uns oft schwerer abringen als eine runde Zahl auf einem grünen Postcheckformular, und die doch so viel wichtiger, so viel wertvoller wären als Geld und immer wieder Geld, Erfolg, Besitz.

Bettag — ist er nicht dazu da, dass wir als Volk und als Mensch vor Gott hintreten, um ihn um das zu bitten, was wir am nötigsten haben, was uns am meisten fehlt! Als Volk darum, dass der Geist wahrer Brüderlichkeit unsere Heimat all unsern Bürgern und Bewohnern das Gefühl eines wirklichen «Daheim-Seins» gibt, wo einer für den andern da ist, für ihn einsteht, ihm hilft, dass keiner es nötig hat, auf die Sirenengesänge fremder Ideologien zu hören, dass jeder weiss, «hier wird für mich getan, was getan werden kann und mit ganzer Kraft und meinem Leben werde ich mich einsetzen für diese Heimat, wenn sie gefährdet wird.»

Und als Einzelmensch wollen wir darum bitten, dass wir alles tun, was in unserer Kraft ist, um in der unerhörten Unrast und Unruhe unserer Zeit immer wieder in Gott jene Ruhe und Stille der Seele zu finden, durch welche wir dann auch unseren bedrängten Brüdern und Schwestern zu einem Ort der Zuflucht werden können, wo sie sich aussprechen und vielleicht neuen Mut holen können für einen schweren Lebenskampf.

Bettag — mehr und mehr fühlt unser Volk, dass es den Weg zurück finden muss aus all dem Dickicht und Gestrüpp des Materialismus und der sogenannten Aufklärung, dass trotz all dem verworrenen und bösen Weltgeschehen über allem doch ein grosser, starker Wille führt und lenkt, und dass es nur an uns liegt, ihn anzuerkennen, ihm zu folgen, uns seiner Führung anzuvertrauen, die Menschheit als Ganzes — wir als kleines, freies Volk erst recht! Und darum feiern wir als Land, als Volk einmal im Jahr gemeinsam unseren Bettag — so wie es im Schweizerpsalm heisst:

Betet, fromme Schweizer betet —.
Unsere fromme Seel ahnt
Gott im hehren Vaterland!

Bürger und Staat

An der Personalkonferenz des Schweizer Verbandes Volksdienst sprach Herr Regierungsrat Dr. Briner aus Zürich über dieses Thema. Als Mitglied des Vorstandes und langjähriger Mitarbeiter im Vorstand der «Schule für Soziale Arbeit» wusste er wohl, wie dieses Thema zu fassen war, um den im Volksdienst für das Volkswohl stehenden anwesenden Leiterinnen der 120 Betriebe etwas zu geben, dass ihre Arbeit in schönster Weise als eine Arbeit im und für den Staat bezeichnete.

Er begann mit der naheliegenden Feststellung, dass durch den Krieg in Korea, durch alle politischen Spannungen für die Menschheit wieder eine schwere, entscheidende Zeit angebrochen sei, mit unabsehbaren Folgen internationaler Auseinandersetzungen.

Was ist der Staat, was ist unser Staat?

Seine Definition ist einfach: es braucht dazu 3 Dinge: 1. ein bestimmtes Territorium; 2. ein Volk, das den Willen hat, zusammenzugehören, eine Einheit zu bilden, und 3. eine Instanz, eine Macht, welche die Führung, die Regierung ausübt. Es gibt verschiedene Staatsformen: Monarchie, Republik, Oligarchie, Demokratie und die Despotie des totalitären Staates. Heute ist in jeder Staatsform — natürlich mehr oder weniger — das Individuum vom Kollektivismus bedroht: das Individuum wird vom Staate aufgefressen, und es gilt, sich für die Persönlichkeit des einzelnen Menschen zu wehren.

Wir Schweizer sind stolz auf unsere Demokratie. Demokratie heisst Volksstaat, ist aber bei uns reiner Männerstaat. Wir sind die älteste und die formal best ausgebaute Demokratie der Welt, und wir dürfen ohne Erhebung feststellen, dass formalrechtlich nicht mehr viel zu verbessern ist. Seit der Gründung unseres Bundesstaates, 1948, hat der Staatsgedanke eine ungeheure Wandlung durchlaufen. Der alte Staat war ein Machtstaat, abgeleitet aus der Notwendigkeit der Abwehr, der Verteidigung, ein Polizeistaat mit Vorschriften auf allen Gebieten. Im Laufe der Zeit hat er sich langsam aber stetig umgewandelt zum Ordnungsstaat und zum Sozialstaat, als welcher seine Hauptaufgabe darin besteht, an seine Bürger ein Maximum an Glück und günstigen Verhältnissen zu vermitteln, er ist zum Wohlfahrtsstaat geworden. Diese Entwicklung hat in der Schweiz in den letzten Jahrzehnten eine so ungeheure Entwicklung genommen, dass wir uns heute wirklich oft fragen müssen:

Sind wir auf dem richtigen Weg? Bei einem so stark zugespitzten Sozialstaat werden wir unweigerlich vor die schicksalsschwere Frage gestellt, ob wir mit einer zu weit gehenden Sicherung und Fürsorge nicht die Selbstverantwortung und den Willen und Stolz des einzelnen Individuums zur Selbsthilfe vernichten und damit das Schönste am Menschen: seine Persönlichkeit. Vereinigt sich eine so weit ausgebaute staatliche Für- und Vorsorge mit dem Bekenntnis zum Liberalismus — von jedem für den Staat wertvollen Bürger und jeder ebensolchen Bürgerin sollte man vor allem den Willen zur Selbsthilfe verlangen können. Dieser Wille ist auch die beste Grundlage für die Familie, die leider an Kraft und Einfluss viel verloren hat. Wenn es ständig heisst, die heutige Jugend sei schlecht, so darf man ruhig feststellen, dass es noch nie eine Generation gegeben hat, welche von ihrer Jugend gesagt hätte, sie sei gut.

Die Entwicklung der Kultur (ist es immer Kultur?) hat in der Menschheit so grosse Sprünge gemacht, dass die Alten und die Jungen darunter leiden — der Einfluss, die Wirkung der Familie ist herabgesetzt, Pestalozzis Ruf nach der Kinderstube hat mehr Aktualität als je, aber auch sein bekanntes Wort, «Wir müssen den Menschen nicht v rstaatlichen, sondern den Staat vermenschlichen.» Im Zivilgesetzbuch dient alles der Stärkung der Familie, als dem Grundstein aller menschlichen Kultur.

Ueber der Familie steht als nächste, erste offizielle Instanz die Gemeinde, deren grosse Be-

Eine Uebersiedlung in Assam

Nachdem wir zwei Jahre in Assams 6000 Fuss hochgelegener Regierungsstadt Schillon, in den Khasi Bergen, zugebracht hatten, mussten wir nach der östlichen Station Assams übersiedeln.

Die Flugverbindungen in diesem Lande sind sehr bequem, in eineinhalb Stunden kommt man von Gauhati, der am Brahmaputra gelegenen Hauptstadt Assams, nach Dibrugarh. Aber wenn man in 110 Kisten den ganzen Haushalt, Laboratorium und Werkstatt mitführt, dazu das Dienstpersonal mit Kind und Kegel, wird die Fluglinie wertlos. Nach vielerlei Erwägungen wurde beschlossen, dass wir drei Frauen mit Dienerschaft und Gepäck den Flussdampfer benutzen, die zwei Männer, deren Zeit begrenzt war, mit dem Auto fahren sollten.

In vielen Fuhren wurde das Gepäck von unserem entfernt liegenden Haus zum «Assam State Transport» gebracht, in einer Fuhre die neun Leute, in der letzten endlich wir Frauen. Im «Assam State Transport» ein buntes Leben. Viele Autobusse standen reihenweise im grossen Hof dieser Karawanserei, alle gepfropft voll Menschen aus allen Teilen Indiens. Alles war gut organisiert, ein jeder fand seinen Platz und pünktlich wurde abgefahren.

Wir hatten glücklicherweise ein Auto für uns, denn die rasche dreistündige Fahrt bergab, Kurve an Kurve, versetzte uns in keinen sehr lieblichen Zustand und etwas gründlich angelaufen kamen wir in Gauhati an.

Nun wurde das Gepäck auf Pferdewagen verstaut, die Diener auf Rickshahs, wir ins Auto, so fuhr die Karawane dem Flusse zu.

In Indien gibt es nur in grossen Städten Hotels, der Inder hat gewöhnlich überall Verwandte oder Bekannte bei denen er absteigt. Für Beamte sind Rasthäuser vorgesehen, für Flussreisende sind an allen grösseren Stationen Hausboote in denen man die Ankunft des Dampfers abwarten kann, da kein fester Stundenplan der Fahrten möglich ist.

Wir richteten uns auf Warten ein, hatten aber Glück, denn schon in der Nacht kam unser Schiff aus Kalkutta an. So wurde wieder umgesiedelt.

Die Brahmaputra Boote sind riesige Rad-Dampfer mit grossen Räumen für den Warenverkehr und am Oberdeck vier Kammern für Reisende, ein geräumiger Salon und ein weites Promenadedeck. Bevor es eine Flugverbindung gab reisten die Beamten meist auf dem Wasserwege, gaben sich der beschaulichen Ruhe und dem Wohlleben hin. Damals soll Küche und Bedienung vorzüglich gewesen sein. Heute muss man sich selbst verpflegen, da kaum mehr mit Passagieren gerechnet wird.

Es hiess, dass die Fahrt fünf Tage dauern werde. So konnten wir mit Musse uns häuslich einrichten. Der Koch bekam seine Wirkungsstätte zugeteilt, die anderen suchten sich Plätzchen aus in denen sie ihre Bettrolle unter einem Moskitennetz ausbreiten konnten.

Unsere Dienerschaft ist ein buntes Häuflein. Der Koch Rahman ist ein alter Moslem. In letzter Zeit herrschte auch in Assam Uneinigkeit zwischen Hindus und Moslems, es kamen Todschlägereien vor und die Panik trieb viele Tausende von Moslems zur Flucht. Auch in Gauhati waren gerade in dieser Zeit Gerüchte über Unruhen aufgetaucht, sodass wir etwas besorgt waren, ob wir unseren kostbaren Rahman heil durchbringen würden. Wir redeten ihm zu, sein geliebtes Bärtchen abzuschneiden, und am Reisemorgen erschien er auch grinsend, rasiert, und die dunkelrote Wollschärpe seiner Frau nach Khasi Art um den Kopf geschlungen. Trotz dieser Vermummung sah er immer noch moslemitisch aus, so geboten wir ihm sich nicht von uns zu entfernen und sich so unsichtbar als möglich zu machen, was er dann auch auf der ganzen Fahrt tat.

Seine um 30 Jahre jüngere Frau Jane ist eine Khasi aus moslemitischer Familie, was von den meist christlichen Khasis mit scheelen Augen angesehen wird. Ihr Vater habe 6 Frauen totgeprügelt und wenn man Janes brutales Gesicht ansieht, kann man sich leicht den Vater vorstellen. Aber Jane ist ein ganzer Kerl. Kurz nach Rahmans Dienstantritt bei uns gab es einen Ehekrach, sie verhauten sich mit Eisenstangen und Jane lief blutend davon. Kurz darauf erschien ein weibliches Wesen der Verwandtschaft und blieb tröstend bei dem verlassenen Ehemann. Nun ist Rahman kein Kochgenie. Seine Steckenpferde «Mutton mit Mintsauce» und Wassergemüse finden bei uns keinen Anklang, ebenso wenig seine rätselhaften «Pies». Zu einer Aenderung seiner Kochkunst ist er nicht zu bewegen, sodass ein chronischer Kriegszustand zwischen Erzeuger und Verzehrern besteht. Aber in Zeiten seiner Ehekrisen versagt sein ganzes Können, wir mussten mit ihm leiden. Zu unser aller Glück erfuhr Jane bald vom Stand der Dinge, mit geblähten Nüstern und fliegenden Locken erschien sie eines Morgens, setzte sich stumm auf die, seiner Tür gegenüberliegende Schwelle und starrte hasserfüllt von Morgen bis Abend auf die Rivalin. Am nächsten Morgen war sie wieder in Amt und Würden eingesetzt, die Rivalin verschwunden. Seitdem führt sie ein strenges Regiment, arbeitet wie ein Ross, stiehlt Holz im Wald und verkauft es, stiehlt unsere Kartoffeln und verkauft sie, stiehlt unser Mehl, macht Nudeln daraus und verkauft sie. Eine Menge Geschwister hängen an ihr. Kinder der fünf totgeprügelten Stiefmütter. Einen jungen Bruder hat sie auf eigene Kosten mit auf unsere Reise genommen. Bis sie hier ihren eigenen Weg gefunden hat, ihrem Geschmack und Temperament entsprechend, machte sie Gärtnerdienste bei uns.

Unser Diener Tschandra Kumar (Prinz Tschandra) kommt aus dem Fürstentum Tripura. Prinzen gibts in Indien, wie im ganzen Osten, wie Sand am Meer, aber auch wenn sie Bettler sind behalten sie den «Prinzen» bei. Tschandra ist kein Arbeits-Maniak, wahrscheinlich auch nicht übertrieben ehrlich, aber ein bildhübscher Bengel. Wenn er morgens in seinem weissen «Tschapkan» (Kittel) mit breitem buntem Gürtel und weissem Turban den «early tea» ans Bett bringt und salaamt, sieht man schon dem Tag freundlicher entgegen. Seine ganz junge Frau ist eine Nepalin. Sie ist auch von hoher Kaste, aber niedriger als er, deshalb darf sie nicht für ihn kochen, er muss es selber tun. Sie ist ein schüchternes Persönchen, das scheinbar sehr wenig im Leben mitzählt.

Die Ayah, (Kinderfrau) ist eine Khasi, Christin, und in einer Missionsschule erzogen. Sie spricht englisch und geniesst eine bevorzugte Stellung, auch als Dolmetscherin, da sie mehrere indische Sprachen versteht. Zu ihrer Gesellschaft wurde ein Khasi-Mädchen mitgenommen, das für sie kocht und arbeitet.

Bahadur ist ein Gurkha, er hat im Krieg gedient und ist ein handiger, aufgeweckter Kerl, schön und schlank, zu jeder Arbeit willig. Seine Frau, auch eine Nepalin, aber breit und massig. Sie trägt einen schwarzen Samt-Spenzer, weite schwarze Hosen, dar-

Zum Gedenken an drei Verstorbene

Mit Dr. Marguerite Evard, die am 15. August in ihrer geliebten Heimat, Locle, 70jährig gestorben ist, verschwindet eine markante Erzieherpersönlichkeit der welschen Schweiz. Von 1906 bis 1935 hat sie an der Sekundarschule, am Gymnasium und am Seminar ihrer Stadt unterrichtet, und zwar die verschiedensten Fächer, Französisch, Geschichte, Geographie, Bürgerkunde, Latein — und Hauswirtschaft; sie hat aber nicht nur Unterricht gegeben, sondern ihre Schüler für das Leben erzogen, für ihre Aufgabe als künftige Väter und Mütter. Nicht nur die jungen Mädchen, auch die Burschen hatten ein «Kleinkind-Heft» zu führen, nämlich ein kleines Kind zu Hause oder in der Umgebung gut zu beobachten und die Beobachtungen aufzuschreiben.

«Wir erziehen ja lauter Junggesellen!» pflegte sie zu sagen und wünschte in ihrem Unterricht, dass neben dem Intellekt auch das Gefühl mehr zu seinem Recht komme. Darin traf sie sich mit der Gründerin und ersten Präsidentin der Kommission für nationale Erziehung des Bundes Schweizerischer Frauenvereine, Emma Pieczynska, und so war es natürlich, dass sie hier mitarbeitete, die 10 letzten Jahre als Präsidentin. Mit Geschick und Elan und von den Schulbehörden unterstützt, organisierte sie im Namen dieser Kommission mehrere Male sogenannte «Journées éducatives» in Neuenburg und Lausanne, und es blieb immer ein wenig ihr Kummer, dass in der deutschen Schweiz ähnliche Tagungen nicht stattfanden; mit Freude notierte sie aber jegliches Bemühen in erzieherischer Hinsicht, z. B. Tagungen kantonaler Frauenzentralen, Casoja, Didi Blumer u. a. Nie blieb sie stehen; gab es neue Formen, so suchte sie diese der Erziehung dienstbar zu machen, z. B. Radio. Die kurzen Plaudereien von Radio-Lausanne, für die sie Mütter, Berufserzieher, junge Mädchen, gewann, wurden sehr geschätzt.

Dr. Evard hat viel geschrieben und veröffentlicht. Ihre Dissertation (1913) behandelt das psychologische Problem der «Adolescente», es folgen zahlreiche Artikel, Broschüren aus dem Gebiet der Psychologie; aber auch in Geschichte und Geographie, Brauchtum, Herkommen, war sie daheim, und dies alles fand seinen glänzenden Niederschlag im grossen Werk über ihre Mitbürgerin Marie-Anne Calame, der Gründerin des Waisenhauses der «Billodes» (1934). Sie liebte ihr Land, sie liebte die Jugend und setzte ihre Hoffnung auf die Frauen, denen sie vor allem die ihnen zukommenden Rechte wünschte, damit sie noch besser, wirksamer für die Erziehung der Jugend und des ganzen Volkes sich einsetzen können. Sie sammelte auch Biographien von Schweizer Frauen und hat einige davon in einem hübschen Bändchen herausgegeben. Die Frauen der ganzen Schweiz sind Marguerite Evard für ihre Pionierarbeit zu Dank verpflichtet und werden ihr Andenken hoch halten.

F. S.

*

Dr. Janina Rosa Aberska. In Bern, wo sie seit 4 Jahren ihren Aufenthalt hatte, verstarb nach langer qualvoller Krankheit Frau Dr. chem. Janina Rosa Ablerska-Baumgarten. Sie spielte eine Rolle in der polnischen Widerstandsbewegung, indem sie trotz der Verfolgungen durch die Gestapo mit Aufopferung die ganze Kriegszeit hindurch Kinder heimlich unterrichtete, was von der «Besetzungsmacht» verboten war. Dreimal gelang der ewig Verfolgten, als sie gefasst wurde, in abenteuerlicher Weise die Flucht, einmal sogar, als man sie mit einer Gruppe von Frauen abführte, um sie zu erschiessen. Nur die grosse Liebe und Verehrung derjenigen, die sie näher kannten und ihr hilfreich zur Seite standen, machten dies möglich. Ihre Erlebnisse — sie hat vieles gesehen und mit scharfem Verstand aufgenommen —, wollte sie nicht niederschreiben und herausgeben, um nicht, wie sie sagte: «Ruhm und Geld aus ihrem Leid zu ernten». Den Namen «Genie des Herzens», den man ihr beilegte, verdiente sie durch ihre im höchsten Grade edle Gesinnung und ihre Taten. ant.

*

Hermann Gattiker, Kunstmaler und Graphiker. Kurze Erinnerungen von Dora Hauth.

Man kann es nicht genug schätzen, wenn ein Mann der Frau auf dem Boden des gleichen Schaffens freudig anerkennend gegenübertritt.

Es war gerade vor dem Kriege in einer Zürcher Galerie, als die etwa 16jährige Innsbrucker Malerin Rosvitha Bitterlich ihre eigenartigen, ganz persönlich empfundenen religiösen Bilder (zum Teil überlebensgrossen Formates) ausstellte. Alle Besucher standen ergriffen oder staunend vor dieser grossen Arbeits- und Phantasiekraft.

Eine Photo zeigte ein schlichtes, seelisch versenktes Landmädchen in ländlicher Kleidung, mit zwei langen, blonden Zöpfen.

Da war auch Maria Waser, die noch sehr schwach nach ihrer ersten Krankheit auf den Arm ihrer unzertrennlichen Schwester Hedwig gestützt — voller tiefer Andacht die Bilder in sich aufnahm. In ihrem noch blassen Gesicht leuchteten die Augen gross und dunkel vor innerer Ergriffenheit.

«Das ist Begnadung», sprach sie und trug ihren Namen in das aufliegende Besucherbuch ein. Dies war Anerkennung und Dank der schaffenden Künstlerschwester gegenüber, — so jung sie auch sein mochte.

Dann traf ich Hermann Gattiker. Wir begrüssten uns kurz. Er stand da wie ein erschütterter, erwachsener Knabe vor diesem Werk, wie vor einem grossen Weihnachtsbaum. Nach einigem Schweigen schweiften seine durchdringenden, dunklen Augen in dem markanten, charaktervollen Gesicht nochmals um und um, dann, wie von ferne her zurückkommend:

«Da ist unsereiner ein Nichts. Ein Tropf, wenn man sich da nicht einschreibt — Hut ab.»

Er bückte sich über das Buch und setzte mit männlich-knorriger Schrift seinen Namenszug: Hermann Gattiker, K.-Maler.

Nun ist dieser lautere Mensch gegangen, tief betrauert von seinem Kreis. —

Politisches und anderes

Vom koreanischen Kriegsschauplatz

Noch immer sind die Nordkoreaner im Angriff. Die Truppen der UNO sind um einige englische Bataillone verstärkt worden, doch sind sie den Nordkoreanern gegenüber benachteiligt schon durch die Tatsache, dass der Weg für ihren Bedarf an Nachschub aller Art eine Distanz von rund 10 000 Kilometer zu überwinden hat.

Präsident Truman

hat einer wesentlichen Verstärkung der amerikanischen Truppenbestände in Westeuropa zugestimmt.

Zeichen der Zeit

In Stockholm wurde der erste atombombensichere Schutzraum öffentlich gezeigt. Er gibt tausend Personen Raum, ist modern eingerichtet und liegt 30 Meter tief im Urgestein. Weitere solche Schutzräume sollen in ganz Schweden mit einem Kostenaufwand von 500 Millionen Kronen hergestellt werden. In Friedenszeit sollen sie als Garagen, Werkstätten, Lagerräume, Versammlungslokale und Hotelstätten dienen und die Mietgelder sollen mehr als die Hälfte der Kosten wieder einbringen.

Neue Militärkredite

Bundesrat Kobelt erläuterte vor der Presse, dass beabsichtigt sei, einen ausserordentlichen Militärkredit von 1,4 Milliarden Franken zu verlangen. Diese für unsere Verhältnisse ungeheure Summe soll, wie erklärt wurde, für ein Rüstungsprogramm über fünf Jahre benötigt werden zur Anschaffung von Fliegerabwehr- und Tankabwehrwaffen und die dafür nötige Munition, die weit mehr koste als die Waffen selbst.

Gegen eine Fünfte Kolonne

Der Bundesrat erteilte Weisungen betreffend die Auflösung des Dienstverhältnisses vertrauensunwürdiger Beamter, Angestellter und Arbeiter des Bundes. Es soll sich nicht darum handeln, die Denk- und Vereinsfreiheit des einzelnen einzuschränken. Aber in Einzelfällen — wenn sich die Notwendigkeit dazu im Interesse des Landes aufdrängt — soll überprüft werden, ob sich die weitere Beschäftigung eines beim Bunde Angestellten rechtfertigen lässt. Nicht Leute mit blosser «politischer Haltung», aber militante Aktivisten sollen entlassen werden können.

Für den Fliegerbeobachtungs- und Meldedienst

wird um vermehrte Anmeldungen von FHD geworben. Es sollten, wie ein Aufruf meldet, als normaler Bestand gut tausend FHD dafür geschult sein, während heute der Frauenhilfsdienst in dieser Kategorie ihrer knapp hundert zur Verfügung habe.

Um das Bürgerrecht der Schweizerin

Am stark besuchten Auslandschweizertag in Lausanne wurde über das neue Bürgerrechtsgesetz diskutiert. Mit grosser Anteilnahme besprachen die Delegierten der Schweizerkolonien u. a. auch die Frage der Beibehaltung des schweizerischen Bürgerrechtes durch die Frau, die einen Ausländer heiratet. Die meisten traten für Beibehaltung des Schweizerbürgerrechtes, eventuell durch Option, ein und auf jeden Fall sollte der Wiedereinbürgerung der Schweizerin, die durch Ehe mit einem Ausländer ihr angestammtes Bürgerrecht verlor, erleichtert werden.

Gegen die Mietzinserhöhung,

wie sie in einem beschränkten Ausmasse ab 1. Oktober gestattet wird, haben der Schweizerische Gewerkschaftsbund, die Sozialdemokratische Partei der Schweiz und zwei weitere Organisationen durch Unterschriftensammlung protestiert. Die Petition mit 250 000 Unterschriften wurde der Bundeskanzlei eingereicht.

Nicht eben dankbar

erweist sich die Regierung von Polen, die soeben ihren Austritt Polens aus der Weltgesundheitsorganisation der UNO erklärt hat. Sie hat als zehntes und letztes Mitglied des Ostblockes diesen Schritt getan, obwohl sie bis in die letzten Tage hinein umfangreiche Hilfe von dieser Institution annahm zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der Tuberkulose, zur Errichtung eines biochemischen Institutes u. a. m.

Doch Dankbarkeit

grossen Stiles bewies ein dänischer Offizier, der als Widerstandskämpfer bei einer Explosion beide Arme verloren hat. Um seiner grossen Freude

---

deutung für unser Staatsleben vielleicht zu spät erst entdeckt worden ist. Die Gemeinde zu erhalten, ihre Aufgaben lösen zu helfen, an ihren Interessen mitzubauen, ist die beste Schulung für den Bürger; denn unser Staat ist von unten her, von der Gemeinde als erste politische Zelle her, aufgebaut, ein grosser Vorteil, den wir über andere Staaten haben. Die Gemeinde gibt dem Schweizer

das Bürgerrecht,

und wenn die Gemeinde in ihrer Bedeutung auch viel verloren hat, so ist doch die Tatsache, dass sie es ist, welche das Bürgerrecht zu vergeben hat, von eminenter Bedeutung, von einer Bedeutung, die einem durch die Heimatlosigkeit der vielen durch unser Land gegangenen Flüchtlinge und Emigranten und Heimatlosen so recht zum Bewusstsein gekommen ist. Das Bürgerrecht einer Gemeinde ist ein unverlierbares Asyl, dessen Segen viele heimgekehrte Auslandschweizer erfahren haben; denn ein Bürger darf nie mehr ausgeschlossen werden, ein Recht, das auch der an einen Ausländer verheirateten Schweizerin zugestanden werden sollte.

Ueber der Gemeinde steht

der Kanton.

Jeder Kanton ist, unabhängig von Grösse und Einwohnerzahl, unabhängig und wird auch als Minorität geschützt. Auf den Kantonen liegen vor aldem die kulturellen Aufgaben; und die Tendenz, die Kantone in ihrer Bedeutung zurückzubinden, ist falsch, weil damit viel originelles nationales Kulturgut verloren ginge. Schule, Kirche, das ganze Erziehungswesen bis zu den Universitäten ist kantonal, in denkbar grösster Freiheit. Der Bund schreibt nur einen obligatorischen Primarschulunterricht vor, der konfessionell neutral gehalten sein muss, damit er von Kindern aller Konfessionen besucht werden kann. Dann sind da die Aufgaben für Berufsschulc, Armenwesen, Fürsorge, Gesundheitswesen, Spitalbauten usw., und schliesslich sind die Kantone die ausführenden Organe für die zur Erhaltung des Staates notwendigen Vorschriften des Bundes: Militär, Wirtschaft, Zoll, SBB, PTT, Seuchenbekämpfung, Versicherungswesen, AHV, lauter Gebiete, für welche die Kantone zu klein sind und die einheitlich für das ganze Land geregelt werden müssen. So haben wir gewissermassen zwei Staaten im Staat, der eine ist der Repräsentant des Zentralismus, der andere des Föderalismus (d. h. Bundesgewalt und Kantonsgewalt). Heute steht man mitten in der Entwicklung des Problems, wie weit jede Gewalt zu reichen hat.

Als Gliedstaat kann die Schweiz ohne die Kantone als eigene Staatswesen nicht leben: eine wesentliche Grundlage unserer Staatsform, für die jeder an seinem Platz einstehen muss. Seit der Französischen Revolution gilt in unserer Staatsform

die Trennung der Gewalten.

Da haben wir 1. die gesetzgebende Gewalt, 2. die vollziehende und 3. die richterliche Gewalt.

Wenn wir über die Rechte und Pflichten des Bürgers reden, so ist vor allem festzulegen, dass das Stimmrecht vor allem eine Pflicht ist, die Pflicht, teilzunehmen am Schicksal des Volkes, an der Staatsgewalt. Wir haben drei Arten von Stimmrecht, das Wahlrecht = aktiv wählen, das passive Wahlrecht = gewählt werden, und das Recht der Stellungnahme in Sachfragen durch den Stimmzettel. Diese Form bedeutet eine veraltete Form; denn im Ausland beschränken sich diese Rechte auf die Wahl der Parlamente. Aber in der ausgebauten Demokratie, wie wir sie einzig in der Welt haben, liegt diese nicht immer leichte Aufgabe halt auf den Bürgern.

Die politische Gleichberechtigung der Bürgerin muss kommen und durch die Erziehung der Frauen in Gemeinde und Kanton vorbereitet werden; denn es handelt sich in den Augen des Referenten um eine Frage der menschlichen Gerechtigkeit, um das Freiheitsrecht des Bürgers.

Gegen die Allmacht des Staates gibt es Schutzbestimmungen, die den Geist des guten Liberalismus aufweisen. An Rechten haben wir als Bürger: das Petitionsrecht, die Ehefreiheit, die Pressefreiheit (die Demokratie bedarf der Diskussion, welche den Behörden nicht immer lauter Freude bereitet!), Glaubens-, Vereins-, Versammlungsfreiheit und dann vor allem auch die Kultusfreiheit, welche jedem die Ausübung seines Glaubens garantiert.

Die Niederlassungsfreiheit ist ein bedeutsames Recht, in den letzten Jahren durch die Wohnungsnot etwas eingeschränkt. Die Niederlassung gewährt das Recht zur Arbeit und des freien Erwerbes. In der Handels- und Gewerbefreiheit haben wir wirtschaftlich eines der wichtigsten Rechte.

Wem ein gütiges Geschick unser schönes Schweizerland als Heimat geschenkt hat, soll sich stets fragen, wie er ihm am besten dienen könne. Das beste Rezept ist wohl das: «überall seine Pflicht recht erfüllen, wo das Schicksal uns hinstellt.» El. St.

Nicht Schöpfer, nur Geschöpfe

Ein kommunistischer französischer Professor hielt kürzlich in der Ostzone im Rahmen der Kampagne zur sogenannten Aechtung der Atombombe — bekanntlich nicht gleichzusetzen mit der Aechtung des Angriffskrieges in Korea! — eine Rede. In dieser zählte er auf, was Russland heute alles könne:

durch Spaltung eines Felsmassivs zwei Flüsse in ganz andere Richtungen leiten;

durch radioaktive Bestrahlung Regen über was serarmen Gegenden auslösen;

auf chemischem Wege durch hohe Temperaturen Körper herzustellen, die bisher nur in der Erdrinde zu finden waren.

Mag sein. Aber es gibt Dinge, die auch die russischen Gelehrten nicht können:

Sie können nicht machen, dass die Nachtigallen singen. Sie können nicht erzwingen, dass ein Kind sie liebt. Und sie, die auf die Leistungen ihrer Hirne so stolz sind, können nicht verhindern dass ihr Hirn eines Tages genau in der Sekunde zu denken aufhören wird, in der ihm dieses Aufhören zubestimmt ist. Wie tröstlich für die andern!

Cläre Neumann.

über mehrere bunte Tücher. Um den Hals dicke rote Perlen und viele lange bunte Perlenschnüre. Schwere silberne Fuss- und Armringe, grosse Fingerringe, Nasengehänge und grosse goldene Platten in den Ohren. So sitzt sie mit gekreuzten Beinen wie ein Pagode an Deck, ihr kleines sieben Monate altes Mädelchen im Schoss. Sie spricht und singt mit dem Kind, lässt es tanzen, macht es auf alles aufmerksam, ist die zärtlichste Mutter, die ich je gesehen habe. Mehrmals am Tage zieht sie aus ihren faltigen Gewändern einen hölzernen Kamm und striegelt das schwarze Köpfchen. Ein Oelfläschchen erscheint gleichfalls aus irgend einer Kleiderfalte. Nun wird das Kindchen geölt und poliert bis es selbst wie ein Oeltröpflein in der Sonne glitzert. Leicht angeekelt flüstert mir die Ayah zu: das Kind wird nie gewaschen, sogar nach der Geburt nicht. Muss ich als Europäerin entrüstet sein? Baden Katzen und Hunde ihre Babys? Und sind diese nicht sauber und appetitlich? Wenn die Frau irgend eine Arbeit zu verrichten hat bindet sie das Kind flach auf ihren Rücken, sodass sie sich ungehindert bücken kann, wobei das Kind kopfsteht, was es aber gar nicht zu stören scheint, denn es schläft ruhig weiter.

Abends wurden die Anker gelichtet und wir dachten, dass nun die Fahrt beginnen werde. Aber wir wurden nur in die Mitte des Flusses gebracht und für die Nacht dort verankert. Die Bemannung des Schiffes besteht aus Moslems und da ist es bei der gegenwärtigen Stimmung der Hindubevölkerung sicherer, nicht am Ufer zu bleiben.

Drei Tage blieben wir in Gauhati. Unerwartet waren vier Flüchtlingsboote abzufertigen ehe wir fahren konnten, grosse Boote gleich unserem mit je 800 bis 1000 Flüchtlingen, die stromabwärts nach Pakistan gebracht wurden, wo sie in Sicherheit sind. Still und gefasst sind alle diese Männer, Frauen sah man keine, wahrscheinlich waren sie in den Kammern untergebracht.

Endlich am dritten Tag fuhren wir ab. Wenn man an eine Fahrt auf einem Strom mitten durch Assam denkt, wird man an Ufer mit Urwald bewachsen, an brütende Hitze, Moskiten, buntes Treiben der Uferbevölkerung und ähnliches denken. Aber die fünf Tage unserer Fahrt haben wir nur Wasser und Sand zu sehen bekommen. Der Brahmaputra ist auf dieser Strecke 6 bis 8 Meilen breit, meilenweite Sandbänke und Sandinseln durchziehen ihn. Das Schiff, das fast keinen Tiefgang hat, muss sich in fortwährenden Windungen zwischen all diesen Untiefen hindurcharbeiten. Manchmal wird das Wasser so seicht, dass die Maschine stoppt und das Boot über die kritische Stelle hinweggleiten lässt. Stundenlang hört man den Ruf der tiefenpeilenden Männer, die mit buntbemalten Bambusstöcken die Tiefe abtasten.

Es sind wolkenlose Sonnentage, knapp vor der Regenzeit. Aber die Sonne scheint gedämpft durch einen Wasserdampf-Schleier, der alles in ein unwahrscheinliches, irisierendes Licht taucht. Perlmuttern schimmert die spiegelglatte Wasserfläche, perlmuttern die ganze Atmosphäre. Ab und zu unterbricht der runde Rücken eines spielenden Delphins die glatte Wasserfläche. Ab und zu steht ein Marabu reglos auf einer Sandbank, ein Kränzchen Wasservögel sitzt auf einem Sandinselchen. Einzelne Seeadler und Geier spähen nach Fischen aus. Wir gleiten unentwegt vorwärts. Die Perlmuttertöne verwischen und werden schnell von der Dunkelheit aufgeschluckt. Wir gleiten weiter, dem Kegel des Scheinwerfers folgend, in die Schwärze der Nacht.

Die Tage vergehen rasch, manchmal wird eine Station angelaufen, ein verankertes Hausboot am sandigen Ufer. Die Kulis stehen wartend herum. Sobald das Schiff angelegt hat stürzen sie sich auf die Waren und schleppen sie lachend und scherzend im Wettrennen in das Magazin. Eines Morgens sahen wir auf einer Sandbank ein grosses Zeltlager mit Moslem-Flüchtlingen. Sie warteten auf ein Schiff das vielleicht einmal kommen würde. Manchmal kamen wir dem Ufer nahe, Urwald oder Teegärten, aber meist sahen wir nur das eine oder andere Ufer fern im Dunst auftauchen und verschwinden. Am fünften Tag nach einer besonders verwickelten Mäanderfahrt, sahen wir unser Ziel — Dibrugarh — vor uns. Mehrere Dampfer und Hausboote, ein sandiges Steilufer, ein Zeltlager mit Flüchtlingen. Tausende warteten auch hier seit Tagen auf ein Schiff.

Der Traum war zu Ende, Hitze, Staub, Zusammensuchen des Gepäcks, alles in die Eisenbahn verstauen, fünfstündige heisse Fahrt durch eintönige Teegärten und flache Gegend. Endlich tauchen die Hügel auf. Bohrtürme, Fabriken, Bungalows der Angestellten, Hüttenreihen der Arbeiter, wir sind am Fusse der Naga-Berge angelangt, die Indien gegen Burma abschliessen, in unsere neue Heimat für die nächsten Jahre.

Upper Assam, April 1950.

Elsbeth Springer

Finnische Zähigkeit: Die Kriegswitwe, die ihr Haus selber baute

Die Frau war der Auffassung, ihr Name sei unwichtig. Es sei der Grossmutter zu verdanken, bemerkte sie, dass die Familie nach dem Winterkrieg ein Stück Land kaufte, als sie aus Karelien hatten flüchten müssen. Dieses Stück Land befindet sich in Malmi bei Helsinki, wo der Flugplatz ist. Die Grossmutter habe vorher immer geweint und gejammert: «Ach, hätten wir doch nur ein paar Quadratmeter für uns!»

An jener Stelle in Malmi stand ein elender, zerfallender Kiosk. Weil der Arbeiter Emil Pasuri keine andere Unterkunft für seine Familie hatte finden können, machte er mit einigen Reparaturen aus dem Kiosk eine Art Wohnung und vergrösserte ihn so, dass eine Fläche von 6 Quadratmeter entstand. Die Höhe betrug 2,40 Meter. Aber es war so kalt in dem Kiosk, dass die Türe im Winter festfror und man das Beil brauchen musste, wenn man hinausgehen wollte.

In dieser Hütte kam der jüngste Sohn Voitto zur Welt, als sein älteres Brüderchen Taisto einjährig war.

Die Familie hatte ihr karelisches Heim zweimal verlassen müssen, einmal beim Ausbruch des Winterkrieges 1939 und zum zweitenmal auf Grund der Waffenstillstandsbedingungen. Die irdischen Güter, die man hatte mitnehmen können, genügten gerade zum Einrichten des Kiosks. Emil Pasuri machte sich eilig daran, ein neues, kleines Haus zu bauen. Geld hatte er keines, aber er beabsichtigte, das Haus aus eigener Kraft zu erstellen. Doch hatte er erst eine kleine Grube für die Fundamente ausgehoben, als er wieder einrücken musste.

Als Karelien zurückerobert war, kehrten die Mutter und die beiden Kinder nach Vuoksenranta, einer Gemeinde an der karelischen Landenge, zurück. Aber die Familie war vom unerbittlichen Schicksal wie verfolgt: im Frühling 1944, während der sogenannten ruhigen Zeit, traf eine Granate den Soldaten Pasuri. Er starb nach kurzer Zeit. Seine letzten an die Frau gerichteten Worte lauteten: «Versuch, auf dem Platz von Malmi, den wir gekauft haben, ein neues Häuschen zu bauen. Dies ist meine einzige Hoffnung und mein letzter Wunsch.»

Die Frau kehrte wirklich mit den Kindern in den Kiosk zurück. Vor der Arbeit hatte sie nicht Angst. Sie ging wieder in eine Fabrik, wo sie als Heizerin tätig war und besser bezahlt wurde als bei anderer Frauenarbeit. Die Grube, die ihr Mann noch ausgehoben hatte, erinnerte sie an seine letzten Worte, und Frau Pasuri konnte nicht ohne Kummer hinschauen. Sie also sollte die Schaufel zur Hand nehmen und weiterbauen?

Man kam durch, aber kümmerlich genug. Die Gesundheitsbehörden drohten mit einem Wohnverbot,

ther Armprothesen, die er aus Amerika erhielt und die in ganz wunderbarer Weise zum «Ersatz» für ihn wurden, Ausdruck zu geben, hat er sechzig kriegsbeschädigten Kindern aus Deutschland - just aus Deutschland - zu einem zehnwöchigen Erholungsaufenthalt in Dänemark verholfen.

Neue Privatdozentinnen

An der Universität Basel wurde die Venia docendi erteilt an Dr. Ursula Schweitzer für «Aegyptologie» (philosophisch-historische Richtung) und an Dr. Irma Steiner für «Pharmazie» (philosophisch-naturwissenschaftliche Richtung).

Maria Stader,

die bekannte Zürcher Sopranistin, die an den Salzburger Festspielen mit grossem Erfolg auftrat, wurde «in Anerkennung ihrer Bedeutung und ihrer Verdienste als Mozart-Sängerin» die Lilli-Lehmann-Medaille verliehen. Dies ist die höchste Anerkennung, welche die Stadt Salzburg an Sänger vergibt.

E. B.

Jugoslawien — ohne Politik

Ja, ohne diese ständigen politischen Irrwege und Kämpfe könnte Jugoslawien eines der glücklichsten Länder sein. Seine Landschaft bietet alles, was man sich wünschen kann: In Slowenien die Berge (ähnlich der Schweiz), die malerisch adriatische Küste, das fruchtbare Serbien und zum Teil Kroatien, die an Fruchtbarkeit noch reichere Vojvodina, Batchka und Banat, die slowenischen und bosnischen Wälder, (Holz); die Donau, oft wie ein See so breit, durchzieht das Land gemächlich und heiter, die Save und die andern breiten Ströme verleihen der Landschaft ein friedliches Antlitz. Die Erde ist nicht nur fruchtbar, sondern auch reich an vielen wichtigen Bodenschätzen. Kann sich ein Land noch mehr wünschen?

Und doch ist Jugoslawien ein unglückliches Land. Man lässt ihm keine Zeit, sich ruhig und normal zu entwickeln. Seine geographische und strategische Lage ist sein Verhängnis. Es ist der Kreuzweg zwischen West und Ost. Wieviele blutige Kämpfe haben sich nicht in den letzten Jahrzehnten im Balkan abgespielt, aber nicht nur in der letzten Zeit, sondern auch früher. Im Balkan war meistens immer «irgendwie etwas los». So ist es verständlich, dass eine gesunde Entwicklung immer wieder gehemmt wurde.

Diese bedauerlichen Zustände führten zu tiefen Kontrasten im Volk. Ein Mittelstand, nach Schweizer Art, existierte nur in bescheidenem Masse. Eine Schicht der Wohlhabenden hatte die Hände in allen Geschäften, zum Teil auch in politischen Angelegenheiten. Dazu kamen noch die Grossgrund-Besitzer und die Grossbauern. Der übrige und grösste Teil der Bevölkerung, die unzufriedene Masse — mit Recht —, lebte in fast primitiven Verhältnissen.

Bis vor kurzem war Jugoslawien das Land der grössten Kindersterblichkeit, (in Europa), ca. 70 Prozent der Bevölkerung waren Analphabeten, die Schulen, die dem Volke zugänglich waren, 4 Klassen, wobei das Material bezahlt werden musste, wiesen ein sehr bescheidenes Niveau auf. Zudem gab es verhältnismässig wenige, sodass die Kinder oft unwahrscheinlich weite Wege zurücklegen mussten, und im Winter der Schule deswegen oft fern blieben. Eine höhere Schule zu besuchen, war eine Frage des Portemonnaies. Die Landbevölkerung wusste kaum etwas von Hygiene, geschweige von Kultur. Sie bestellten ihre Felder (zum Teil als Taglöhner) nach alter mühseliger Sitte. Weil das Land so fruchtbar ist, waren die Preise für landwirtschaftliche Produkte sehr niedrig, für Kleidung usw. dafür sehr hoch; ebenso die importierten Industriewaren, denn Jugoslawien besass fast keine Fabriken trotz der vielen Rohstoffe. So war das Leben eines Landarbeiters, — und der grösste Teil der jugoslawischen Bevölkerung bestand aus Bauern — ein sehr primitives und kärgliches. Auch für kleine Angestellte in den Städten war der Existenzkampf nicht leicht.

Dann kam der Zweite Weltkrieg und damit die unglaubliche Zerstörung, Verwüstung und Plünderung des ganzen Landes. In West-Europa weiss man nicht so viel darüber wie zum Beispiel von den Kriegsschäden in Holland, Frankreich usw. Wer sie jedoch gesehen hat mit eigenen Augen, der muss entsetzt feststellen, dass Jugoslawien Furchtbares im und durch den Krieg erlitten hat. Ebenso muss man feststellen, dass die Partisanen im Befreiungskampf gegen die Deutschen Unglaubliches vollbracht haben, aber nicht nur sie, sondern das ganze Volk, ausgenommen natürlich die verschiedenen deutschfreundlichen Gruppen.

Die missliche Vorkriegslage des Volkes, die grossen Anstrengungen und Entbehrungen während des Krieges, diese beiden Tatsachen scheinen mir die Gründe zu sein, warum heute in Jugoslawien der «Rote Stern» zur Herrschaft gekommen ist. Das Volk sehnte sich nach einer Verbesserung seiner Lage, nach Ruhe und sozialer Gerechtigkeit, nach Entwicklung, denn obwohl die grosse Masse fast primitiv lebte, so ist sie doch sehr intelligent und an allem interessiert. Sehnsüchte und Hoffnungen halfen dem «Roten Stern» mächtig zu werden, aber bald verschlang er die leuchtenden Versprechungen und Illusionen und dazu noch — die heissgeliebte und erkämpfte Freiheit. Und wiederum: Jugoslawien ist ein unglückliches Land...

Aber trotz allem hat das Volk seine Vitalität nicht verloren, und es wird sie auch nicht verlieren! Ich kam gleich nach Kriegsende nach Jugoslawien, sah die Verwüstungen und Zerstörungen, das von Bomben stark beschädigte Belgrad, die zertrümmerten Dörfer, Brücken, Bahngeleise usw. Kaum eine Familie, die nicht jemanden zu beklagen hatte. Und trotz dieser Verheerungen und Trauer begann wieder ein intensives Leben, nicht ein Vegetieren wie zum Beispiel in Deutschland, das am Anfang auffiel. Im Gegenteil, gleich begann man mit Aufräumungsarbeiten, freiwillig, man wollte die Spuren des grausamen Krieges möglichst schnell unsichtbar machen. Nach einem Jahr traf man selten noch Ruinen. Und diese Energie, diese Vitalität verhalf auch den Menschen über die Schwere der Vergangenheit zu kommen. Die Lieder erklangen wieder überall, denn der Jugoslawe muss singen, das Lied gehört zu seinem Herzen. Hört man zu, so spürt man auch gleich, dass sie vom Herzen kommen. Besonders angetan haben es mir die dalmatischen Lieder, aus denen die ungestillte Sehnsucht ertönt, ob sie nun nach der Liebsten rufen oder sich an das Meer wenden.

Und zu den Liedern gehören die Volkstänze, die fast ein jeder kann. Sie werden im Freien getanzt, in Städten auf den grossen Plätzen. Sogar die modernen Dancings können sie nicht ausschliessen, nach einigen modernen Tänzen muss ein Volkstanz kommen, oder die Kapelle wird gebeten, Volksweisen zu spielen, in die alle einstimmen. Es wird einem warm und froh ums Herz und man hat nur den Wunsch, auch mitzumachen.

Diese Herzlichkeit und Vitalität vermag — glücklicherweise — die Zivilisation nicht aufzuhalten. Sie sind das eigentliche Wesen des Jugoslawen, dazu sich noch eine traditionelle Gastfreundschaft gesellt. Dass sie nicht gerade so arbeitsfreudig und «präzis» sind wie die Schweizer, das verzeiht man ihnen gerne. Und letzten Endes kommen diese Eigenschaften von der Mutter Erde her, die ihre Kinder mit ihren Gaben überschüttet — in normalen Zeiten.

Das ist das Antlitz Jugoslawiens, — wenigstens für mich —, seine Tragödie und Sein. Möge es sich dank seiner Vitalität seine Hoffnungen realisieren, sodass die Lieder noch voller und glücklicher erklingen werden!

Frau Els Goldstein-Lehmeier, Haifa

Personalkonferenz des Schweiz. Verband Volksdienst

El. St. Wenn gegen Ende August die Post eine Einladung des Schweiz. Verbandes Volksdienst zur Personalkonferenz auf dem Bürgenstock in eine Redaktionsstube bringt, so ist die Freude gross, und die Vertreter einer Zeitung, die «deputiert» werden, haben allen Grund, ein vergnügtes Gesicht zu machen — denn ihrer warten nicht nur äusserst lehrreiche und anregende, sondern auch sehr schöne Tage.

Schon früh nach der Gründung des Verbandes versammelte Frau Dr. Züblin-Spiller ihre Mitarbeiterinnen jährlich ein Mal für einige Tage zu gemeinsamem Personal- und Dienstfragen-Besprechungen, und darüber hinaus zum Genuss vielfacher interessanter, in ihr Interessen- und Arbeitsgebiet schlagender Referate. Waren die ersten Konferenzen in der Kaserne am Luziensteig, so mussten sie später aus militärischen Gründen verlegt werden. Und auch da hat Frau Dr. Züblin ihre stete und bekannte Grosszügigkeit bewiesen, indem sie sie in die schönen Hotels auf dem Bürgenstock verlegt hat, wo die vielen, das ganze Jahr stets für andere Menschen sorgenden Leiterinnen der Soldatenstuben und Industrie-Kantinen einmal in herrlichster Gegend und gepflegtem Milieu einige sorgenfreie Tage geniessen können. Der jetzige Leiter des Volksdienst, Herr Dr. Kull, bleibt dieser Tradition treu, und all die frohen Gesichter der ca. 120 bis 130 Mitarbeiterinnen und der zahlreich geladenen Gäste aus Industrie, Armee und Verwaltung und die Presse müssen ihm täglich die Freude der Anwesenden beweisen.

Auch dieses Jahr war das Programm ein reich besetztes. Täglich 3 grosse, gehaltvolle Vorträge über Probleme der Industrie, des Gewerbes, Staatsfragen, Genossenschaftsorganisation. Dann die Aufgaben des Armeesanitätsdienstes, die Möglichkeiten der Kariesprophylaxe, Aufschlüsse über die Kontrolle von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen, soziale Verantwortung, Probleme der Landwirtschaft, und als sehr interessantes Thema das Verhältnis des Vorgesetzten und Untergebenen zueinander. Referenten wie Regierungsrat Dr. Briner, der Oberfeldarzt Oberstbrigadier Meuli, Dr. med. dent. Theo Hürny, Ing. agr. Hohl, I. Adjunkt der Abteilung für Landwirtschaft in Bern, Nationalrat Dr. M. Weber, Dir. Rud. Huber und Nationalrat Schirmer, Herr Fritz Liechti, der Lebensmittelinspektor der Stadt Zürich und Prof. Dr. Gasser, an der Handelshochschule St. Gallen und Herr Dr. Fritz Blocher betreuten diese Referate.

Doch kam neben all diesen mehr wirtschaftlichen, sanitären und wissenschaftlichen Problemen das Gemüt auch auf seine Rechnung. Frau Suzanne Oswald schilderte, als Nichte Albert Schweitzers dazu ganz besonders befähigt, in einem äusserst ansprechenden, aus persönlichen Erinnerungen schöpfenden Vortrag Jugend, Leben und Werk des grossen Arztes und Menschenfreundes; Dr. Emil Egli brachte uns die Landschaft als Mitgestalterin schweiz. Lebensformen nahe, und Frl. Dr. Esther Odermatt griff in ihrem Mahnruf: Mensch, werde wesentlich! an die tiefsten Quellen des Seelenlebens der Menschen, die den Wert seines Lebens für ihn selber und andere bestimmen.

So viel zur Arbeit auf dem Bürgenstock, denn gearbeitet wird tüchtig bei 3 so wichtigen Referaten täglich, wozu für die Leiterinnen noch Personalbesprechungen über interne Betriebs- und Personalfragen kommen. Aber das, was den «Geist des Bürgenstock» ausmacht, das ist die ganze Ambiante der Tagung: die klugen, aufgeschlossenen Frauen, die alle in verantwortungsvollen Posten stehen, und die hier nun einmal «es schön haben» dürfen, in Blumen und schönen Räumen, ohne selber sorgen zu müssen für andere, gemeinsam mit vielleicht lang vermissten Arbeitskameradinnen, in freier Aussprache mit den Vorgesetzten, die ständig zu ihrer Verfügung stehen. Und da sind die Vertreter der Industrie, Verwaltung und Armee, welche Kantinen und Soldatenstuben haben einrichten lassen, und die sich einmal vom «führenden Geist» des ganzen überzeugen und sich mitfreuen können, es sind da die Mitglieder der Direktion, die Referenten, die Presse — kurz und gut, ein Kommen und Gehen, ein Geben und Empfangen in einer Fülle und Wärme, dass es kein Wunder ist, wenn eine Teilnehmerin sagte: «Ich freue mich jedes Jahr monatelang auf den Bürgenstock.»

Undankbar wäre es, wollte man der schönen, klassischen Musik vergessen, die 3 junge Akademiker und Akademikerinnen aus Zürich vor jeder Arbeitsstunde boten. Die Referate, von denen jedes für sich das Interesse auch unserer Leser beanspruchen dürfen, hoffen wir, in der nächsten Zeit nach und nach, wenn auch nicht alle im Volltext, so doch die meisten inhaltlich «einigermassen» vollständig wiedergeben zu können.

Was wohl neben allem «Wissenswerten», was geboten wird, das Wesentlichste und Wertvollste dieser Bürgenstocktage ausmacht, das ist die Wärme, die Geschlossenheit und der grosszügige Geist gegenseitigen Verstehens und gegenseitiger Förderung der über diesen Zusammenkünften liegt, die Freude auch, einen so grossen Kreis fähiger, für ihre Aufgabe begeisterte Menschen an einer Arbeit zu wissen, der unser Land und Volk in Friedens- und Kriegszeiten unendlich viel zu danken hat.

Helft den Berufsfischern

Motto: Fische zum z'Morge, zum z'Mittag, zum z'Nacht. Die Redaktion.

Dass das schweizerische Fischereigewerbe von den eidgenössischen Behörden nichts oder zum mindesten nicht viel zu erwarten hat, darüber gab der eidgenössische Fischereiinspekor in einem Exposé über die «Möglichkeiten des Bundes zur Verbesserung der Lage der Berufsfischer» Aufschluss, schreibt die «Schweizerische Fischereizeitung», Nr. 8, 1950: Wohl wird den Berufsfischern das Wohlwollen der Behörden versichert, wobei praktische Hilfsmassnahmen sich aber auf die weitere Berücksichtigung der Fischerei bei Wirtschaftsverhandlungen im Sinne der Einhandlung von Exportkontingenten, ohne Zusicherung der Einlösung, beschränken müssen, abgesehen von den Ermächtigungen, welche den Kantonen gegeben wurden zu Verkaufserleichterungen bei Massenfängen.

So ist denn nach der Abwertung der ausländischen Währungen das Begehren der schweizerischen Berufsfischer, es seien — im Sinne der von Bundespräsident Nobs am 27. September 1949 allgemein abgegebenen Versprechungen — auch für die in ihrer Existenz bedrohten Berufsfischerei Massnahmen zur Rettung dieses Gewerbes zu prüfen, mit einer Vertröstung des Volkswirtschafts-Departementes abgetan worden. Gleichermassen erfuhr ein Gesuch um Rückerstattung des Zolles auf Benzin, das für Fischerboote verwendet wird und wodurch eine Verbilligung der Fischereibetriebe hätte erwirkt werden sollen, «im Interesse der Gleichbehandlung» trotz dem betonten Verständnis für die Lage der Berufsfischer Ablehnung. Und erst kürzlich hat es das Eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement neuerdings abgelehnt, aus den grenztierärztlichen Untersuchungsgebühren den auf Fischen erhobenen Betrag ganz oder teilweise zur Förderung der Fischerei abzuzweigen. Dass sich dabei das Volkswirtschaftsdepartement hinter juristische Bedenken und Erörterungen verschanzt, ist angesichts des früheren Schicksals eines gleichgerichteten Postulats Zigerli zur Schaffung eines Fischereifonds nicht verwunderlich. Befremden muss aber, dass auf die Anregung, der Bundesrat möchte nötigenfalls eine entsprechende Vorlage zur Aenderung der Gesetzgebung der Bundesversammlung vorlegen, nicht näher eingetreten wird. — Die Fischesser sollen also

Ovomaltine wird auch von schwachen Verdaungsorganen leicht vertragen und mit Nutzen verdaut. Sie ist ein richtiger Energiespender für alternde und alte Leute.

Dr. A. Wander A.-G., Bern

„Das Beste?" nein!! – Nur Pic-Fein!

und der Rheumatismus riss an den Gliedern der Grossmutter. Die Witwe hatte die Idee, das Haus aus eigener Kraft zu bauen, nicht vergessen, und eines Tages machte sie sich an die Verwirklichung des Planes. Die Schwierigkeiten richteten sich berghoch vor ihr auf, denn sie hatte grosse Mühe, die Baubewilligung zu erhalten, obwohl sie sich andauernd darum bemühte. Sie bestürmte die Behörden, beteuerte ihre Fähigkeiten zu dem Werk, drohte sogar mit einer Beschwerde an den Justizkanzler, also an das oberste richterliche Organ. Aber alles war umsonst.

Endlich fand sie eine feste Stütze: die Organisation, die die Witwen und Familien der Gefallenen betreut, ferner die Mannerheimliga und ihr Patenkomitee. Nun konnte Frau Pasuri sagen: «Fragt dort nach; sie wissen, dass ich imstande bin, das Haus selber zu bauen, und sie garantieren für mich.» Da endlich bekam sie alle nötigen Bewilligungen. Sie konnte 400 000 Mark zu 3 Prozent Zins und 2 Prozent Tilgung aufnehmen und begann mit dem Hausbau.

Da der Kiosk sehr eng war, plante sie ein geräumiges Haus für ihre Familie, die übrigens jetzt drei Kinder zählte; das dritte war eine angenommene Kriegswaise. Der arme Bub, der erst ein paar Jahre alt war, hatte den Vater im Krieg verloren, und die Mutter war bei einem Luftangriff ums Leben gekommen.

Die Ausmasse des Hauses mussten also für eine ziemlich zahlreiche Familie ausreichen. Nach den Plänen sollte das Haus 9,5 mal 8,2 Meter gross werden. Als die Inspektoren den Bauplatz betraten, fanden sie eine Frau in langen Hosen und Stiefeln, die den feuchten Lehmgrund aushob. «Aber kommt doch aus dieser Grube heraus! Eine so schwere Arbeit ist nicht für Frauen. Oder seid Ihr wirklich so ohne Mittel?» Frau Pasuri gab zur Antwort: «Doch, ich bleibe. Gebt mir bloss die Erlaubnis zum kaufen von Zement! Die bewilligten 50 Sack genügen für diese Grube nicht.» Sie hatte tatsächlich ihr Begehren um Zement mehrmals vorgebracht. Diesmal aber trug sie den Sieg davon; die Inspektoren zweifelten nicht länger an den Fähigkeiten dieser Frau. Sie erhielt alles für den Hausbau nötige Material.

Die Zeit verging. Erst am 27. Juni 1948 konnte Vera Pasuri mit dem eigentlichen Bau beginnen. Sie verliess die Fabrik, und um für die Familie das tägliche Brot zu verdienen, arbeitete sie jeden Tag ein paar Stunden als Putzfrau. Die übrige Zeit widmete sie der Bauarbeit. Diese Beschäftigung war ihr vorher unbekannt gewesen, aber sie studierte die Pläne sorgfältig und begriff schliesslich auch die schwierigen Einzelheiten. Freunde halfen ihr von Zeit zu Zeit mit Rat und Tat bei den komplizierteren Arbeiten, wie etwa den Betonfundamenten, dem Ausmauern der Kamine usw. Nachbarn und Kameraden aus der Fabrik kamen ihr als Freiwillige zu Hilfe, und so entstand das Haus. Die Familie konnte den baufälligen Kiosk verlassen und unter dem neuen Dach die Einweihung feiern.

Das Haus zählte zwei Geschosse und einen modern eingerichteten Keller. Die Qualität der gebrauchten Rohstoffe war beträchtlich. Aber einzig das schwere Material war im Lastwagen befördert worden; Frau Pasuri selber hatte das übrige mit einem Stosswägelchen oder mit dem Fahrrad hergebracht.

Die Anleihe von 400 000 Mark hätte offenbar nicht genügt, aber diese mutige Frau, die nie um etwas gebettelt hatte, konnte feststellen, dass es stimmt: «Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.» Denn dem Pächter, bei dem Vera Pasuri seinerzeit als Magd gedient hatte, war die Geschichte von dem kühnen Hausbau zu Ohren gekommen, und er hatte ihr die Balken zu einem beträchtlich verminderten Preis verkauft. Die Witwe hatte sie selber zurechtgeschnitten und zusammen mit befreundeten Helfern zum Bauplatz befördert.

Jetzt wohnen die Kinder in einem schönen, wirklich schönen, gutgebauten, sauberen, geräumigen, hübsch bemalten Heim. Die Böden sind mit Linoleum belegt, und kaum merkt man, dass dieser Bodenbelag aus kleinen Stücken zusammengesetzt ist. Das Haus enthält fünf Zimmer, wovon vier an Untermieter zur Verfügung gestellt worden sind, und zwar, damit die Witwe ihre Schulden zu zahlen anfangen kann. Noch gibt es in Haus und Hof etliches zu tun. Aber schon jetzt hat Vera Pasuri sich alle Mühe gegeben im Hinblick darauf, dass sie etwas mehr als einzig ihren Lohn gut brauchen könnte: der 1000 Quadratmeter grosse Hof hat sich in einen prächtigen Garten verwandelt, dessen Erde vom nahegelegenen Kehrichtplätzen stammt. Die Kartoffeln gedeihen ausgezeichnet, und Frau Pasuri hat einen grossen Teil ihrer Ernte verkaufen können. Die auf offener Erde gezüchteten Gurken haben ebenfalls eine gute Ernte und damit ein paar tausend Mark ergeben. Die Schweine und die Hühner bilden für diese unerschöpflich energische Frau eine weitere Geldquelle.

Frau Pasuri gibt zu, die letzten Jahre seien sehr hart gewesen. Sie sagt, sie habe Gewissensbisse gehabt, weil für ihre Kinder nicht viel Zeit übriggeblieben sei. Die Kleider der Kleinen waren aus denjenigen des Vaters gemacht. Um zu sparen, kaufte die Mutter nicht einmal immer die vollen Rationen, die ihr zustanden. Aber sie braucht sich heute nichts vorzuwerfen: die Buben sind gut gekleidet und gut genährt. Alle Unterstützungen, die ihnen gegeben worden sind, hat die Mutter einer Bank anvertraut.

Zurzeit ist die Witwe daran, aus den übriggebliebenen Brettern einen Schuppen zu bauen. Er soll im Winter als Hühnerhaus dienen. Während ihrer «Freizeit» giesst sie Zementpfosten für die Umzäunung. Ferner hat sie nach Skizzen, die sie in einer Zeitschrift gefunden hat, Gartenmöbel hergestellt.

Vera Pasuri ist jetzt 39jährig. Sie gibt zu, dass ihr Charakter ein bisschen anders als bei andern Leuten ist. Wenn sie eine Idee hat und sie vernünftig findet, so verwirklicht sie sie allen Hindernissen zum Trotz. Sie hat diese Anstrengungen gern, die ihre Kräfte und die hartnäckige Ausdauer herausfordern, jene Eigenschaft, welche die Finnen «sisu» nennen, ein Wort, das sich kaum übersetzen lässt.

Diejenigen, welche das gleiche Schicksal wie sie selber erlitten haben, ermuntert Frau Pasuri mit den Worten: «Ich hoffe, alle Kriegswitwen halten an der wichtigen Pflicht fest, die uns auferlegt worden ist von jenen, die ihr Leben für uns und unsere Kinder geopfert haben. Man darf nicht untätig bleiben, die Hände in den Schoss legen und auf die Hilfe anderer warten. Ehrliche Arbeit für etwas Rechtes ist immer gesegnet. Ich habe es erfahren, obwohl ich am Anfang geglaubt habe, ich sei im Kampf gegen die Schwierigkeiten allein.»

(Nach einem Zeitungsbericht.) Cy.

Gebet

O lass mich eine Schale sein
im leisen Beben Deiner Hände!
Geprägt vom Feuer Deiner Brände,
und wie ein Spiegel klar und rein.

Und lass von Deinem Licht mich fassen
die tiefe, wundersame Glut,
die strömt und steigt und ihre Flut
verschenkt in alle dunklen Gassen.

Lehr Du mich, liebend mich verschwenden,
gespeist von Deinem Feuer, glühn,
und still im Dunklen weiter blühn,
birgst Du mich doch in Deinen Händen.

Mathilde Wucher

auch weiterhin eine besondere Gebühr entrichten, welche nicht der Fischerei zu gute kommen darf, sondern für die Bekämpfung der Rindertuberkulose und der Maul- und Klauenseuche reserviert bleiben soll!

Wenn der Berufsfischer diesem Existenzkampf nicht erliegen soll, wenn die 1000 Fischerfamilien nicht brotlos werden sollen, und wenn das Fischereigewerbe nicht verschwinden soll, dann ist es dringliches Gebot der Volkssolidarität, dem schweizerischen Fisch vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken und die Frucht der schweizerischen Flüsse und Seen, welche doch immerhin über schwere Kriegs- und Mangeljahre hinwegzuhelfen beitrug, nicht zu vergessen. Esst Schweizerfische! -r.

Fischfang in Schweizerseen.

Die schweizerischen Berufsfischer haben im Jahre 1949 im Untersee insgesamt 59 000 kg Fische im Werte von rund 133 700 Fr. gefangen, gegenüber 47 000 kg und 114 800 Fr. im Jahre 1948. Mengenmässig stehen die Egli mit über 15 000 kg an der Spitze.

Besuch in einem bernischen Asyl für Unheilbare

Es war an einem wunderbaren Augusttag, als wir unter den schattenspendenden Bäumen der Anfahrt zum Asyl «Gottesgnad» in St. Niklaus bei Koppigen hinanpilgerten. Die Bänke des grossen Vorplatzes waren mit Kranken besetzt, ein kleines, zwerghaftes Weiblein mit schneeweissen Haaren musterte uns neugierig. In zwei Fahrwagen lagen Männer, die nicht gehen konnten; eine alte, etwas geistesgestörte Frau, die sogar Kleider versetzte, um alkoholische Getränke kaufen zu können, schaute mich halb erkennend, halb zweifelnd an, denn sie war aus unserer Gemeinde. An allen Fenstern sah man neugierige Gesichter, denn Besuche sind willkommen im Einerlei ihres Tages. Der Präsident der Aufsichtskommission, ein liebenswürdiger Pfarrherr, der schon 40 Jahre hier zum Rechten sieht, begrüsste uns und machte uns darauf aufmerksam, dass wir manchen sehr bedauernswerten Menschen sehen werden. Und in letzter Zeit kämen nur noch die ganz Elenden in das Asyl, weil die Alters- und Hinterbliebenenversicherung viele Angehörige veranlasse, ihre Invaliden bei sich zu behalten um des kleines Zuschusses willen, der in ihren Haushalt flösse.

Das Heim liegt etwas erhöht, mit freiem Blick nach Süden bis zu den Berner Alpen und dem freundlichen Blau des Jura im Nordwesten. In seinem Rücken erhebt sich ein prächtiger Wald, wir hören, dass einer der Gründer, Herr Marti von Kirchberg, den Platz sorgfältig ausgewählt habe, um diesen armen Kranken ein stilles, staubfreies, nicht verbaubares, idyllisches Plätzchen für alle Zeit zu sichern. Weit und geräumig öffnet sich ein Eingang mit dem freundlichen Empfangszimmer zur Linken. Blumen stehen überall und Stühle zum Ausruhen, ebenso in den breiten Korridoren, die die Zimmerreihen trennen. Friedlich sitzen alte Männer herum, rauchen sogar eine Pfeife, eine Frau mit gänzlich deformierten Händen vermag noch schöne Sachen zu stricken. Eine andere kann buchstäblich kein Glied mehr rühren als das Gelenk einer Hand. Man gab ihr ein Stäbchen in diese Hand, mit dem sie nun die Blätter der Bibel umkehrt, die sie täglich liest und die ihr einziger grosser Trost und Kraftspender ist. Manche sind ans Bett gefesselt, andere an ihre Stühle oder Fahrwagen. Ein freundliches Kind sitzt im Kinderwagen mit gelähmten Beinen und spielt. Eine fast zur tierhaften Gestalt deformierte Blöde spielt mit einer Puppe und einem Päcklein, in einem Kinderwagen liegt das Fragment einer Erwachsenen, ohne Laut, ohne Bewegung, fast ohne Wahrnehmung ihrer Umgebung. Wir sind erschüttert über das hier zusammengehäufte Elend — und doch: dort sitzt ein Grüpplein ganz alter Frauen — eine von ihnen zähle 98 Jahre, sie unterhalten sich auf ihre Weise, eine strickt, die andere gibt sich mit einem gelähmten bildungsunfähigen Kinde ab, — ein glückliches Lächeln verschönt ihre Gesichter, sie sind zufrieden. Sie haben mit der Welt da draussen, — mit der lauten und geschäftigen Welt abgeschlossen und gehen hier der Ewigkeit entgegen. Gott hat durch sie das Mitleid der andern, Gesunden geweckt, ihr Herz erwärmt und ihre Hand geöffnet, die Dankbarkeit für ihre Gesundheit vertieft. Und auch wir gehen mit solchen Gedanken heim. Das Asyl für Unheilbare hat seinen Schrecken für uns verloren — wir sehen in ihm ein Asyl des Friedens, der Aufopferung und der Nächstenliebe. Wie sehr müssen wir alle den hochherzigen Stiftern danken, dem Inselpfarrer Georg Langhans, dem Pfarrer Gottlieb Friedrich Ochsenbein in Schlosswil, die in den achtziger Jahren daran gingen, aus dem Schosse des Vereins für kirchliche Liebestätigkeit solche Heime zu gründen. Bis heute sind im Kanton Bern acht Gottesgnad-Asyle gegründet worden, und zwar in Beitenwil bei Worb, in Ittigen bei Bern, in St. Niklaus bei Koppigen. in Mett bei Biel, in Spiez und im Brodhüsi bei Wimmis, in Neuenstadt und in Langnau. Sie alle beherbergen durchschnittlich 1000 Unheilbare mit einem jährlichen Kostenaufwand von über 1 300 000 Franken, die von Pflegegeldern, Gaben und Legaten, Staat, Gemeinden und Kirche aufgebracht werden. Sie alle bereiten den Unheilbaren jene stille Stätte, an der sie niemanden belästigen, vielmehr das Anrecht der Pflege und christlichen Nächstenliebe geniessen können. A. V.

In ZÜRICH Hotel AUGUSTINERHOF St. Peterstrasse 8 Tel. (051) 25 77 22
In DAVOS-PLATZ Hotel RÄTIA 2 Min. vom Bahnhof Tel. (083) 3 60 21
GEPFLEGTE ALKOHOLFREIE HOTEL-RESTAURANTS
an zentraler Lage. Gut eingerichtete Zimmer und behagliche Aufenthaltsräume. Jahresbetriebe
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Merkblätter für Laien-Krankenpflege, zusammengestellt von Schwester Edith B. Hoigné, Leiterin der Abteilung für Quartierhilfen im zivilen Frauenhilfsdienst Zürich, Verlag Schulthess und Co. Zürich.

Ein kleiner wertvoller Ratgeber für Hausmütter und alle, die guten Willens sind rasch und praktisch einzugreifen, in Familie und Nachbarschaft, wo Hilfe nottut. Heute, wo durch das fast zugespitzte Raffinement unserer Spitäler, den grossen Leistungen der medizinischen Wissenschaft und den sehr gesteigerten Ansprüchen des Publikums die Meinung sehr weit verbreitet ist, dass nur komplizierte und kostspielige Behandlungs- und Pflegemethoden Wert haben können, müssen wir dieses wertvolle kleine Buch sehr begrüssen, und ihm weiteste Verbreitung wünschen.

Morgen wird's besser, von Betty Smith. Büchergilde Gutenberg, Zürich.

Es ist die Geschichte eines jungen, aus einfachen Verhältnissen stammenden Mädchens, das hofft, durch die Liebe und die Heirat mit einem jungen, strebsamen Mann aus der Tretmühle all der kleinen Sorgen zu kommen. Aber die Sehnsucht nach mehr Bewegungsfreiheit, weniger mit dem Cent rechnen müssen, mehr Poesie und weniger Prosa zerbricht. Die Ehe geht zu Grund an all diesen kleinen und kleinsten Sorgen, an denen so viele zerbrechen, und es bleibt nur die Hoffnung aus all dem herauszukommen, durch das, was einige flüchtige Begegnungen, einige gütige Worte und zärtliche Blicke eines Mannes in gehobener Stellung in der jungen Frauenseele geweckt haben.

Veranstaltungen

«Heim» Neukirch a. d. Thur

Volksbildungsheim für Mädchen

Herbst 1950

Ferienwochen

und Wochenende für Männer und Frauen

Leitung: Fritz Wartenweiler

7. bis 14. Oktober: Herbstferienwoche: Moderne Erziehungsgedanken und moderne Erziehungspraxis.
11. bis 13. November: Wochenende zur Weiterbildung von Leitern an Aussprache-Abenden für häusliche Erziehung: Kann man Eltern, überhaupt Erwachsene wirklich noch erziehen?
26. November bis 2. Dezember: Bäuerinnenwoche: Die Menschen auf dem Bauernhof.

Winterkurs

Anfang November bis Ende März (Alter 17 Jahre und darüber). Einführung in die Arbeiten in Haus, Küche und Kinderstube. — Leben und Aufgaben des jungen Mädchens, der Frau, Mutter und Staatsbürgerin. Besprechung religiöser, sozialer und politischer Fragen. — Turnen, Singen, Spielen. — So weit möglich auf Wunsch Spinnen und Weben. Besichtigung von Betrieben verschiedener Art.

Ausführliche Programme für die Ferienwochen und Wochenende und Prospekte für den Winterkurs sind zu erhalten bei

Didi Blumer
«Heim», Neukirch a. d. Thur

Berichtigung

Unter den für «Frau und Demokratie» empfohlenen Hotels fällt nach den alten Grundsätzen des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaft im Gegensatz zu anderen für das Hotel Seidenhof der Zuschlag für Bedienung aus.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Am Montag, 18. September: «Wie pflege ich meine Zähne?», von Dr. med. Theo Müller, um 19.00 Uhr, im Basler Montagskurs «Hygiene des Alltags». Die Sendung von A. Rachmanova am Mittwoch, 20. September, um 14.00 Uhr, ist dem Lebenslauf einer berühmten Frau, Sonja Kowalewski, gewidmet. Donnerstag, 21. September, um 14.00 Uhr, gibt es sicherlich wieder viel zu «notieren», damit man es dann auch «probiert». Die Themen lauten: Das bunte Allerlei. — Kleines Spiel. — Wir kochen. — Was möchten Sie wissen? — «Die halbe Stunde der Frau» am Freitag, 22. September, um 14.00 Uhr: Wanda Maria Bührig beantwortet die Frage «Leben wir in der Gegenwart?». Dr. Charlotte Spitz spricht unter dem Titel «Die Frau über dreissig» von der zweiten Lebenshälfte. Schliesslich plaudert Elisabeth Thommen mit ihren Hörerinnen. Das Wunschkonzert für die Kranken findet wie gewöhnlich um 16.00 Uhr statt.

Jugend- und Kindersendungen

Zwei liebe alte Freunde in neuem Gewande treffen wir am Montag, 18. September, um 16.15 Uhr, nämlich «Onkel Toms Hütte» und «Heidi». — «Wie das Teufelchen in den Himmel kam» wird in der Märchenstunde am Dienstag, 19. September, um 17.30 Uhr verraten. — Am Mittwoch, 20. September, um 16.00 Uhr möchten sicher alle dabei sein, wenn Radio-Bern bei den Kindern von Langenthal weilt und mit ihnen eine öffentliche Radio-Kinderstunde veranstaltet. — Die Jugendstunde am Freitag, 22. September, um 17.30 Uhr, vermittelt ein Spiel nach einem Grimm'schen Märchen: «Sechse kommen durch die ganze Welt».

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

90 %

aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im „Frauenblatt", das in der ganzen Schweiz, von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

WELTI-FURRER
Möbeltransporte
in der Stadt
über Land
ins Ausland und
nach Übersee
Möbellagerhäuser
23.76.15

Institut MINERVA
Zürich
Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfinnenkurs

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Helvetia Backpulver
AKTIENGESELLSCHAFT
A. SENNHAUSER, ZÜRICH

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE

Sa.28
BEKANNTE
KÜCHENCHEFS
EMPFEHLEN!
St. Galler-Ballen
Auf ein dünnes Kalbschnitzel streiche ich fingerdick St. Galler-Bratwurstbrät. Darauf lege ich ein 7-Minuten-Ei, wickle es in das Schnitzel ein und binde das Ganze zusammen. Diese Ballen backe ich nun, in SAIS-Oel schwimmend, schön goldgelb. Dann halbiere ich sie der Länge nach und serviere sie mit Risotto und Erbsen.
Auch kalt, mit SAIS-Oel-Mayonaise und gemischtem Salat, schmecken die St. Galler-Ballen ganz vorzüglich.
Wilh. Maxer
Chef de Cuisine, Hotel-Restaurant Walhalla, St. Gallen
SAIS
Jede Hausfrau weiss ...
das beste Oel und Fett ist Saïs!

Jeden Tag:
Tomaten-Salat
Salat von Tomaten allein oder gemischt mit Kartoffelsalat, Gurkensalat, zu Gemüseplatten, harten Eiern oder Fisch, Fleisch, Aufschnittresten, Mayonnaise oder Vinaigrette.
Oder: rohe Tomaten, gefüllt mit Gemüsesalaten, Eiern oder Fleischsalat, gemischten Gemüsen oder Mayonnaise, Wurst, Schinken oder Fleischpastete.
Verwendet Tomaten jeden Tag zu jeder Mahlzeit, so verhindert ihr, dass Zehntausende von Kilos verderben.
SPZ

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 25 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Ambrosia
das beliebte
Speiseöl und Kochfett